



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, W.: Fichte und die älteren Romantiker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden. Selbst die Form der Rechtspflege bedarf in einer solchen Zeit größeren Spielraums. Der Richter, der unter Anlehnung an die heimische Gesetzgebung, aber unter möglichster Rücksicht auf die lokalen Rechtsbegriffe, also nicht nach Paragraphen, sondern nach seinem Gewissen urteilen muß, bedarf einer patriarchalisch-unabhängigen Stellung. Paragraphen, die ihrem Wesen nach verallgemeinern und den besonderen Einzelfällen, aus denen die Wirklichkeit sich zusammensetzt, nicht gerecht werden können, werden die Garantien für eine gerechte Behandlung der Eingeborenen nicht vermehren, wohl mit Sicherheit aber zu Unbilligkeiten führen.“



Fichte und die älteren Romantiker

Von Dr. W. Schmidt-Köln



ie Romantik stirbt in Deutschland nicht aus — trotz elektrischer Beleuchtung und Automobil, und wie sie sich heute wieder gegen den lange herrschenden Materialismus auflehnt, so lehnte sie sich vor hundert Jahren auf gegen Kant und die Aufklärung. Heute wie damals sehen wir freilich krankhafte Übertreibungen, Wucherungen des Gefühls, die nach einer so langen Niederhaltung des seelischen Triebes zu verstehen sind.

Durch die Generation, die in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf den Plan tritt, geht ein subjektiver Trieb des Individuums. Er will sich gewaltfam ausdehnen, stößt überall an und kann sich nur in ewig unbefriedigtem Streben, in schmerzlicher Sehnsucht nach Unerreichbarem äußern. Eine tiefe Zerrissenheit, ein Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl gibt sich kund. Bei Wackenroder und Hölderlin, Jacobi und Schleiermacher hallt es wider von lauten Klagen, bitterem Hohn und Spott gegen die Menschen der Zeit, „die den einzelnen nur halb gedeihen lassen wollen, seine tiefsten seelischen Bedürfnisse aber verkennen und unterdrücken, weil da nicht alles so klar begreiflich und praktisch nützlich erscheint, wie es ihr beschränkter, handwerksmäßiger Verstand fordert“. Gegen Kant hilft solches grobe Schelten natürlich nicht. Man kann seine Genialität nicht leugnen. Aber wie am Berg die Wolken sich sammeln, so verdichtet sich an den kalten Vernunftsäzen dieses Philosophen das Gefühl der Romantiker so sehr, daß Entladungen nicht ausbleiben. Es ist ein geistreiches Spiel und hat die folgenden Generationen bis heute vielleicht mehr befruchtet als man denkt. Jean Pauls Einfluß reicht durch das ganze neunzehnte Jahrhundert von Schopenhauer, Fr. Th. Vischer zu Raabe und Keller und wird so bald nicht aufhören, wenn ihn auch „kein Mensch mehr liest“.

Nach Novalis und Friedrich Schlegel sind Poesie und Philosophie „ein unteilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich selten beisammen, wie Kastor und Pollux“. Die Philosophie soll nur die Theorie der Poesie sein. Aber diese Sätze sind für die Romantiker selbst Theorie geblieben; ihr Gegner Schiller hat sie beweisen müssen. Und so wenig wie Poesie und Philosophie haben sie Außenwelt und Innenwelt zu vereinigen vermocht. Umsonst sucht Hölderlin sich zuzureden: „Es muß so schwer nicht sein, was außer mir ist zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und bauen, was not ist?“ Der Riß ist zu groß, und er strebt ja auch mit allen Fasern seines Herzens über die Welt hinaus nach dem „Heiligtum der Wahrheit, wo tief unter ihm rauscht der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt“. Hölderlin ist der Typus dieser zerrissenen Zeit. Ähnliche Worte findet der früh verstorbene Freund Tiecks, Wackenroder, um den Zwiespalt zwischen seiner als heilig verehrten Kunst der Musik und dem Weltgewirre zu beklagen: „Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen wie ein Kind auf einem Kinderstuhle und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft, obwohl mein Leben ebenso ernsthaft mit dem Tode schließt!“ Es fehlt allen Romantikern, am meisten diesen beiden Jünglingen, die handfeste Art, die das Wollen zur Tat, die Idee zur Wirklichkeit macht. Sie haben zu viel Genie und zu wenig Talent und sind Köpfe ohne Hände. Was Wackenroder vom echten Künstler verlangt, daß der Zimmerbegeisterte seine hohen Phantasten als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einwebe, das haben erst die späten Schüler der Romantik, wie Keller und Raabe, vermocht. Dieses Unvermögen ist aber auch der größte Schmerz jener, der sie nie ihre Persönlichkeit vergessen läßt. Freilich machen sie's uns darum auch leichter, ihre Anschauungen zu erkennen, als etwa Keller in seinen Novellen. Solche Äußerungen nun steigern sich manchmal zu vollkommenem Pessimismus. Selbst der leicht an allem vorbeischiebenden Phantasie Tiecks drängen sich zuweilen dunkle Bilder auf: „Ach, Lust ist nur tieferer Schmerz, Leben ist dunkles Grab.“ Wie nichtig erscheint auch Jean Paul oft sein Ich und das ganze Dasein. Novalis und Friedrich Schlegel nennen sich zwar Optimisten; aber jener sagt doch mit den Pythagoreern, daß dieses Leben durch Beschränkung und Einengung hervorgerufen werde und also Unlust, Krankheit sei.

Das allen Romantikern Gemeinsame ist aber das Gefühl einer ins Unendliche gehenden Sehnsucht. Bei dem einen verursacht es unheilbaren Schmerz, bei dem anderen ein verzehrendes, krankhaftes Gefühl innerer Lust, das oft bis zur „Seelenschwelgerei“ ausartet. Mit tiefem Blick hat hier Novalis gleich Schopenhauer den inneren Zusammenhang aller Gefühle: Liebe, Wollust, Freude, Schmerz, Religion und — Grausamkeit, erkannt, indem er alle auf die sinnliche Natur des Menschen zurückführte.

In Musik und Naturschwärmerei kommt die Sehnsucht der Romantiker noch besonders zum Ausdruck. „Die Töne“, sagt Wackenroder, „lehren uns das

Gefühl fühlen.“ Seine Seele vergleicht er ähnlich wie Hölderlin „der schwebenden Volscharfe, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen“. Auch in der Musik gehen die Romantiker oft bis zur Ausschweifung. Für Friedrich Schlegel ist sie „ein gefährlicher, bodenloser Abgrund von Sehnsucht und Wehmut“.

Der innere Zwiespalt tritt nie mächtiger hervor, als wenn sich jene romantische Sehnsucht gegen die Natur wendet. Mag der eine in ihr aufzugehen vermeinen oder der andere klagen, daß er sie verloren hat, beide sind gleich weit von ihr getrennt. Die Griechen und Goethe waren ganz Natur und redeten sie darum nicht an. Die Form der Anrede und des Ausrufs aber ist ja überhaupt charakteristisch für die Romantik und ihr sentimentalisch gesteigertes Gefühl. Manchmal erhebt es sich bis zu dithyrambischem Schwung: „Allwandelnde, ewig erhabene Natur, es ist Vollendung und Gottheit, die du dem Menschen strahlest, wenn in der tiefen Nüchternheit des Schönen und Erhabenen die Ewigkeit, Unendliche dein Innerstes durchströmt. . .“ So ruft Hölderlin aus, und Hölderlin zeigt sich von dem Gefühl der ursprünglichen Einheit trotz aller Zerrissenheit doch mächtig durchdrungen. Auch Novalis preist die Schönheit der Natur; aber seinem magischen Idealismus ist sie nur „ein lebendiger, über nächtlichen Tiefen schwebender Schmuck“. Die Welt des Lichtes wirft nur Schatten in seine Geisterwelt und verdunkelt sie. Jean Paul endlich vereinigt wie Hölderlin die ganze Liebe zur Natur mit dem höchsten Schmerze, subjektiver Unzufriedenheit. Sie ist „seine älteste und treueste Freundin“; aber „in den Guadiana und in den Wolgastrom sieht das nämliche lechzende Menschenherz hinein, das in dir neben dem Rheine seufzt, und was auf die Alpen und auf den Kaukasus steigt, ist, was du bist, und wendet ein sehndes Auge nach deiner Haustür herüber“.

So vereinigen sich die mannigfach gefärbten Töne all dieser Dichter zu einem großen Mollakkorde. Es ist das immer gleiche Gefühl der Sehnsucht, eines nie befriedigten inneren Strebens, weit über die von Kant gezeichneten Grenzen der Vernunft und über die Wirklichkeit ins Unendliche hinaus, bei den einen auf hellerem, mehr aber auf dunklem Untergrunde. Bei dem einen klingt es wie Geisterstimmen aus der Tiefe der Seele, bei dem anderen schweift es planlos mit der Phantasie durch die Welt der Erscheinungen oder dringt klagend in den Äther bis zu den Sternen hinauf. Als Sinnbild dieses Gefühls finden wir das Feuer, das wie eine Opferflamme im Innern des Gemüts brennt und sich in gewolltem Tode selbst verzehrt. („Ethenischen Tod“ nennt Novalis diese Selbstvernichtung.)

Nun sehen wir zu derselben Zeit einen Mann hervortreten, der in seinem auf kritischer Grundlage, wie er glaubt, errichteten philosophischen System eben jenen Trieb als die Grundkraft des Menschen anerkennt und, indem er ihn zugleich Tat, d. i. Selbsttat des Ich sein läßt, ja die ganze äußere Welt als Produkt des tätigen Ich erklärt, völlige Befriedigung verspricht. Kein Wunder,

wenn Fichte für den Augenblick so mächtig auf alle jungen Geister einwirkte. Man kann drei Arten dieses Einwirkens unterscheiden: sie schlossen sich ihm entweder bedingungslos an oder wurden, wenn der Riß in ihrer Seele zu groß war, nur vorübergehend befriedigt; die Dritten aber glaubten von vornherein so leichten Kaufes doch nicht mit sich einig werden zu können und widersprachen. Zur ersten Klasse gehört die romantische Schule im engeren Sinne, und zwar diese durch den Einfluß von A. L. Hülsen, Friedrich Schlegel und Novalis, zur zweiten Hölderlin, zur dritten u. a. Heinrich Steffens und Schleiermacher. August Wilhelm Schlegel ist zwar der literarische Mittelpunkt jener Schule; aber er hat sich viel zu wenig um Philosophie gekümmert, um hier etwas zu bedeuten. Nur in seinen „Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters“ nimmt er das philosophische Schema von Fichte; aber was er da über ihn sagt, macht den Eindruck eines bloßen Referats.

Durch Fichte werden wir nach Jena versetzt. Diese Stadt war damals nicht nur Mittelpunkt der Romantik, sondern konnte mit Weimar zusammen als das geistige Haupt von ganz Deutschland gelten. 1794 kam jener dahin, und in demselben Jahre erschienen nacheinander die Werke „Über den Begriff der Wissenschaftslehre“ und „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“. Dies ist das revolutionierende Werk, das Friedrich Schlegel, wie immer mit Übertreibung, als eine der „drei großen Tendenzen des Zeitalters“ neben der französischen Revolution und dem Wilhelm Meister ausgab. Fichte, am 19. Mai 1762 zu Rammenau geboren, war um ein Jahrzehnt der Generation voraus, auf die er hauptsächlich wirken sollte. Er hatte ein entschiedenes Auftreten in wissenschaftlichen Abhandlungen wie im Hörsaal; aber es war auch eine eigentümliche Kälte in seinem Wesen, die ihn schon persönlich scharf von dem sentimentalischen Treiben seiner Schüler unterschied. Er selbst gesteht in Briefen gar nicht lange vor seiner Berühmtheit: „Ich sehe, daß mir das lebendige Feuer fehlt“, und „Ich habe der Spekulation seit sehr früher Jugend getrost und kalt unter die Augen gesehen“, endlich später (1799): „Ich glaube gar keinen Enthusiasmus zu haben und halte diese Apathie für schlechthin notwendig, um den transzendentalen Idealismus ganz zu verstehen und durch ihn nicht entweder zur Heillosigkeit verleitet oder durch ihn geärgert zu werden.“ Das ist nun ganz nach dem Schema Kants. Man wird also von vornherein genötigt, seinen Trieb nach unendlicher Tätigkeit, den er ja auch in das Ich hineinsetzte, mehr als einen geistigen Trieb, eine „logische Tat“ zu fassen und insofern doch von dem oben entwickelten romantischen Trieb, der ganz Gefühl ist, zu sondern. Die Art, wie die beiden Triebe sich begegnen, vereinigen oder bekämpfen, soll nun an einigen besonders deutlichen Beispielen gezeigt werden.

So sehr auch mancher sich von jener abstrakten Kälte Fichtes gleich oder später abgestoßen fühlte, „die Energie seiner Ideen“ wurde doch fast allgemein bewundert, und er fand auch begeisterte Anhänger. Der begeistertste und treueste ist wohl August Ludwig Hülsen.

Der systematische Geist der Fichteschen Philosophie, die, wie Schleiermacher sagt, aus jedem Punkte der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, offenbart sich überall in den Hülsenschen Abhandlungen. Nur mit solchen philosophisch-dichterischen Abhandlungen ist er hervorgetreten. Sie sind vergessen wie die Philosophie seines Meisters; aber sie haben dieses Schicksal weniger verdient als diese, obwohl die Philosophie des reinen Ich auf die Spitze getrieben, man kann sagen, in eine Sackgasse geraten ist. Sie verdienen die Vergessenheit nicht, weil ein edler, hochfliegender, zugleich bescheidener und vor allem poetischer Sinn darin waltet, der sich besonders in Naturbetrachtungen und Stimmungsbildern offenbart. Er war „einer der sanftesten und parteilossten Menschen“, die Schleiermacher kannte, und alle fühlten sich von seiner kindlichen Heiterkeit angezogen. Alle empfanden aber auch, daß seine Persönlichkeit mehr war, als was er öffentlich „tun, sagen oder schreiben“ mochte. „Wer ihn jemals“, erzählt Fouqué, „über die Pendelschwingungen und ihre tiefe Bedeutung hat sprechen hören, wird sich nicht ohne begeistertes Entzücken des Lichtes erinnern, das dabei seinem mildglühenden Auge entglänzte, während die Worte, wie von dem Weltgeiste eingehaucht, klar und lieblich über seine Lippen strömten.“ Wenn er philosophiert, kommt er zwar nie aus dem Reflexionspunkte heraus. Die ganze Ewigkeit der Zeit und Unendlichkeit des Raumes mit ihrem Mannigfaltigen schrumpft vor der ewig gegenwärtigen Vernunft in ein Nichts zusammen. Aber in den „Naturbetrachtungen“ kämpft doch ein leidenschaftliches, von Naturschwärmerei erfülltes Gemüt mächtig an gegen das Streben, die großartige Gebirgswelt der Schweiz seinem Geiste, dem Ich, zu unterwerfen. Hülsen war ein träumerischer Sohn der Mark, und wer den unbestimmten Charakter ihrer Landschaften kennt, die ohne Profil immer weiter in nebelhafte Fernen weisen und nur durch die Stimmung des Beschauers etwas sind, der könnte jene Souveränität des inneren Sinnes über äußere Eindrücke wohl zum Teil darauf zurückführen. Er wäre, in der Schweiz statt in der Mark aufgewachsen, ein anderer geworden. Ganz im Banne der Wissenschaftslehre sträubt sich sein Gefühl doch manchmal gegen „die Paragraphen der philosophischen Systeme. Man wird seiner nicht mächtig, wenn sie einen einmal verstrickt haben.“ Im Prinzip der Freiheit ist er zwar eins mit Fichte; aber er strebt nach lebendigem Gefühl aus der Dürre abstrakter Philosopheme. „Das Auge soll offen und freundlich sein wie die Sonne des Himmels, damit man den Geist nicht im Dunkel nur ahne, sondern wahrnehme und empfinde mit jedem Sinne des Lebens.“ So gewinnt bei ihm diese Ich-Philosophie ein ganz anderes Gesicht, trotzdem sie in ihren Grundsätzen mit strenger Folgerichtigkeit entwickelt wird. Was sie vor Fichte auszeichnet, ist der dichterische, platonische Schwung, um dessentwillen wir allein ja auch die Ideenlehre Platons noch würdigen.

Das Höchste für Hülsen ist die Identität der Vernunft im Selbstbewußtsein. Aber sie wird nicht bloß als erkennendes und urteilendes, sondern überhaupt und in jeder Beziehung als erstes Prinzip aufgestellt. Von einem Anstoß

auf das Ich, der seine Handlungen bestimmt, ist gar nicht mehr die Rede. Mit dem Satze: „Es bleibt keine uns fremde Willkür“ ist alles gesagt. Alles ist Vollendung und Harmonie. Er kennt kein Sollen, sondern nur ein Sein, kein Möglich und Zukünftig, sondern nur ein Wirklich und Jetzt. Das ist, trotz aller Übertreibung, mit solch kontemplativer Ruhe und Hoheit entwickelt, wie sie sonst nur den Weltweisen von Platon bis Spinoza und Schopenhauer auszeichnen, von der auch Schleiermacher etwas hat. Freiheit und ewige Harmonie ist das Leitmotiv all seiner Abhandlungen.

Seit 1799 schweigt Hülsen in der Öffentlichkeit. Von seinen Schicksalen hören wir, daß sie nicht immer die besten waren. Im Jahre 1800 starb seine erste Frau, eine Cousine Fouqués. Sein Leben beschloß er 1810 auf einem Gute in Holstein, das ihm seine Freunde gekauft hatten.

Er mußte wohl ein übermächtiger oder eigensinniger Geist gewesen sein, wenn er trotz aller inneren und äußeren Erlebnisse immer in demselben Punkte der Anschauung stehen geblieben wäre, zumal jene Zeit immer neue Prinzipien in regem Wechsel erzeugte. Hören wir ihn selbst in einem Briefe aus dem Jahre 1803: „Es ist vieles in mir zerstört worden, aber was ich übrigens bin, das weiß ich dennoch sehr wohl.“ Das ist Resignation. In den Fragmenten aus seinem Nachlaß stehen auch noch folgende bedeutungsvollen Worte: „Alle unsere Erkenntnis ist höhere Offenbarung.“ Damit werden wir auf den Weg gewiesen, den die meisten Romantiker gegangen sind, von der absoluten Freiheit und Allmacht des eigenen Ich zu dem Aufgehen in ein Höheres, dessen Wesen man durch keine philosophische Spekulation ergründen, sondern nur ahnen und anschauen kann im Gefühl der Religion. Es ist, mit anderen Worten, der Weg von Fichte zu Schleiermacher. —

Der romantischen Schule steht Hölderlin eigentlich fern. Ja er behauptet, wie Haym in seinem Buche über die Romantik richtig sagt, seinen Platz trotz Schiller und Goethe. Gleich dem früh verstorbenen Wackenroder gehört er zu den ernstesten, ja tragischen Naturen, die bei allem ihre ganze Seele einsetzen. Vom ersten Flügelschlag seiner kindlichen Phantasie bis zu der langen Nacht des Wahnsinns strebte er unerrückt einem Ideale nach, das an Hoheit dem Schillers um nichts nachstand. Ein idealisiertes, mit Hilfe von Platon, Kant, Schiller und Rousseau angeschautes Griechentum schwebte ihm vor. Neben dem ungestümen Eifer gegen alles Gemeine sehen wir früh ein weiches Gemüt in dem rührend naiven Gedicht „Die Stille“ (1788). Bei solcher Weichheit des Gemüts und solch unerreichbarer Höhe des Ideals war sein Schicksal eigentlich von vornherein besiegelt. Die Welt Hölderlins ist mit der in Platons Phaedon zu vergleichen. In glänzenden Strahlen flutet das Licht über die reinen Gebilde der Natur, und darüber dehnt sich der unendliche Äther, der „Vater der Sterblichen“, auch das Abbild des Geistes, in dem er sehnend vergehen möchte. Wenige und einfache, aber große Bilder und Vergleiche liebt er in seinen Dichtungen. Die Bilder vom Adler und von den goldenen Morgenwölkchen, die

herunterlächeln wie „himmlische Genien“, kehren immer wieder. Leidenschaftlich ist seine Seele auch für Freundschaft und Freiheit erglöhrt; darum liebt er die Dioskuren, Theseus, Agis und Kleomenes. In der Liebe aber findet er „das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur. Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir“. Mit solcher Phaëdonswelt im Busen konnte sich Hölderlin nicht im nordischen Nebel und im „ewigen germanischen Werkeltag“ (Raabe) zurechtfinden. Ihm mußte das Schöne in „traurigtummer Brust“ verkümmern. Aber heilig und groß ist auch sein Schmerz. Er begehrt den Totenkult der Schönheit.

Schon bevor Hölderlin nach Jena kam, hatte er sich im Herbst 1794 mit der Wissenschaftslehre beschäftigt und in einem Briefe an seinen Bruder bewiesen, wie sehr ihn die Schule Kants kritikfähig gemacht. Er erkannte, daß Fichte mit seinem absoluten Ich über das Faktum des Bewußtseins hinaus möchte und transzendent werde. Das Ich, als das berühmte Subjekt-Objekt betrachtet, erweist sich ihm ferner als ein Nichts. Dann kommt er im November 1794 nach Jena, und sofort sehen wir die Wirkung der Persönlichkeit Fichtes. Obwohl er auch jetzt nicht auf das absolute Ich eingeht, so erkennt er doch das Streben ins Unendliche an; mit Begeisterung nennt er Fichte in seinen Briefen einen Titanen, der für die Menschheit kämpfe.

Im Hyperion kann man denn auch nach Spuren von dessen Philosophie suchen. Doch ist Vorsicht geboten. In dem Fragment „Hyperions Jugend“ aus der Lübbinger Zeit, in dem Schillers Einfluß überwiegt, während Fichte überhaupt noch nicht hervorgetreten ist, finden wir aber doch schon einen Satz, wie diesen: „Dein freier Geist verübe sein Recht unüberwindlich am Widerstande der Natur“. Wäre das später geschrieben, so wäre man fast gezwungen, auf Fichte zu schließen. Vieles, was in der Diotimafassung aus der Jena-Frankfurter Zeit auf Fichte bezogen werden kann, ist darum auszuscheiden, wie daß der Mensch in dem Gefühl seines Mangels den Beruf zu unendlichem Fortschritt erkennen soll, oder wenn er sagt: „In uns ist alles. Was kümmert's dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt“. Entschieden unter dem Einfluß Fichtes sind folgende Worte geschrieben: „... das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Atna, heraufzürnt aus den Tiefen unseres Wesens“, und dies: „Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude“. Aber — und das ist das Wichtige — es sind einzelne Stellen, flüchtige Erinnerungen im steten Auf und Ab der Gefühle, mutige Töne, die schnell verklingen und denen weit mehr schmerzliche antworten. Eine starre Abhängigkeit sehen wir nirgends. Der Trieb, die nach unendlicher Tätigkeit ringende Kraft des Menschen ist in Hölderlin wie in Fichte; aber sie beschränkt sich in jenem nicht selbst, sie lehnt nicht jede äußere Einwirkung ab, sondern eine fremde Macht wirft sich ihr entgegen, und das ist die Macht, die uns „herumwirft und ins Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht“.

Im zweiten Teile des Hyperion (Tübingen 1799) sind es nicht mehr einzelne Stimmen, sondern eine größere Masse harmonisch zusammenklingender Töne. Diotima hat in dem Helden ein frohes Gefühl der Tatkraft erregt. „Die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben, und diesen Platz erobern wir gewiß.“ Eine republikanische Verfassung schwebt ihm vor. Die ganze Welt der Griechen erscheint ihm unter dieser Idee: Der Genius von Agis und Kleomenes ist das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus neben Homer die Aurora. Aber er geht allzu leidenschaftlich ans Werk und es mißlingt. Alles fällt in Trümmern zusammen. Nun fühlt der Held erst im Leiden der Seele Freiheit. Er verliert sich in die äußerste Einsamkeit des Geistes; „unter den Göttern“ sucht er sein Heil in entsagungsvoller Kontemplation, wo auch Hülsen und Schleiermacher sich treffen, um auszuruhen von dem Kampfe der Zeit. Ihr aller Vorgänger und Führer ist der große griechische Weltweise, der nach langen Fahrten durch das stürmisch bewegte Meer seiner Zeit und manchem Schiffbruch die Stelle fand, wo seine Seele austauchen und frei von Tang und Schmutz die Welt der Ideen anschauen konnte. Es ist die beschauliche weltferne Ruhe des Philosophen. Hölderlin hat sie gesucht, aber nicht finden können.

Fichte hat niemals bei Hölderlin so im Mittelpunkt gestanden wie Schiller, und Haym geht zu weit, wenn er im zweiten Teil des Hyperion einen Übergang von Fichte zu Schiller findet. Die Hauptursache für den kurzen Glücksrausch des Helden ist doch die glückliche Stimmung der Frankfurter Zeit, und Hölderlin schreibt, als er in der Stimmung dafür ist, Ideen, die in der Luft liegen.

(Schluß folgt)



Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend?

Von Walthar F. Classen-Hamburg



ir stehen in den Städten heimatlosen Volksmassen gegenüber, in denen die Tradition der Familie abgerissen ist. Bei der Übersiedlung aus der ländlichen oder kleinstädtischen Heimat bewahrt die Frau noch lange Zeit Frömmigkeit, dazu die Künste des Nähens und Stopfens, Kochrezepte und medizinische Hausmittel, der Mann die strenge Ehrlichkeit, auch die Liebe zu seinem alten Regiment usw. Vererben können die Eltern davon oft nur wenig, auch wenn sie es versuchen.

Das neue Volk der Industriestadt ist religionslos. Auch unter den Besten, die jahrelang unter meiner Hand heranwuchsen, die mich oft und über alles reden gehört, erweckt ein Bekenntnis zu Gott und Unsterblichkeit erstauntes Kopfschütteln; Gebet ist fast unbekannt.